

## Vom Tempelkult zum Abendmahl

Sylvie Eigenmann

Autor:	Schmitz, Bertram		
Titel:	Vom Tempelkult zur Eucharistiefeyer: Die Transformation eines Zentralsymbols aus religionswissenschaftlicher Sicht		
Reihe:	Studien zur orientalischen Kirchengeschichte		
Verlag:	Lit	Umfang:	408 Seiten
Erscheinungsort:	Münster/ Berlin	Preis:	34,90 €
Erscheinungsjahr:	2006	ISBN:	3-8258-9362-6

Am Anfang war Jom-Kippur. Ohne diesen jüdischen Feiertag sähe das heutige Christentum deutlich anders aus. Dies behauptet jedenfalls Bertram Schmitz in seiner religionswissenschaftlichen Habilitationsschrift, die er 2003 an der Universität Hannover eingereicht hat.

Seine Hauptthese lautet, dass sich das christliche Abendmahl nicht nur phänomenologisch an Jom-Kippur anlehnt, sondern sich auch genetisch daraus ableitet. Die These ist neu; bisher herrschte in der Forschung die Meinung vor, die Eucharistiefeyer hätte sich in der frühen christlichen Kirche durch den Einfluss der sogenannten Mysterienreligionen gebildet und sei somit griechisch-hellenischen Ursprungs. Dem widerspricht Schmitz. Seine Arbeit untersucht die Beziehung zwischen dem Tempel als zentralem Ritualsymbolsystem der israelitischen Religion und der Eucharistiefeyer als zentralem Symbolsystem des Christentums aus »phänomenologischer«, religionsgeschichtlicher und religionswissenschaftlicher Perspektive. Schmitz will einen Deutungsversuch der Trennung von rabbinischem Judentum und frühem Christentum wagen, indem er eben diese Trennung als Erbaufteilung der israelitischen Religion nach der Zerstörung des Tempels 70 n. Chr. darstellt.

Die Tempelzerstörung ist darum zentral, weil laut Schmitz die Anfänge des heutigen Judentums wie auch des Christentums damit verbunden sind. Nach der Zerstörung nämlich konnte die israelitische Religion nicht mehr in ihrer bisherigen Form beibehalten werden. So schuf sich ein Teil von ihr ein neues kultisches Zentrum um Jesus Christus in der Abendmahlsfeier. Der andere Teil – das rabbi-





nische Judentum – fokussierte die Heiligung des alltäglichen Lebens. Die Abendmahlsfeier gewann darum, so Schmitz, für das Christentum dieselbe zentrale Stellung wie für das Judentum der Tempel und hätte mit dessen Zerstörung noch an Bedeutung gewonnen.

Neben dem Tempel als zentralem Element jüdisch-christlicher Bedeutungskonstruktion untersucht Schmitz einen spezifisch jüdischen Feiertag: Jom-Kippur, den jüdischen Versöhnungstag, der die christliche Eucharistiefeyer in ihrer Form so geprägt habe, dass das Abendmahl im Grunde eine Fortsetzung der Jom-Kippur-Feiern darstelle.

Um dies aufzuzeigen, gebraucht Schmitz »phänomenologische« Methoden: er untersucht anhand theologischer und religionsgeschichtlicher Quellen einzelne Strukturelemente sowohl der Jom-Kippur-Feiern als auch der christlichen Eucharistie in vergleichender Weise und widmet seiner Vorgehensart auch ein eigenes Kapitel.

Elemente und Figuren wie »der Hohepriester«, »weisse Kleidung«, »Tiere«, »der Tempel«, »der Vorhang«, »Räucheropfer«, »Blut« etc. werden auf ihre Rolle und Bedeutung im jüdischen wie auch im frühchristlichen Kult vergleichend untersucht, um aufzuzeigen, dass sich Letzterer aus Ersterem, ableitet. Denn die Christen, so Schmitz, hätten sich als Erben des ehemaligen Tempelgottesdienstes betrachtet und sich bemüht, einen Gottesdienst zu schaffen, der diesem zu großen Teilen entsprach. Neben den schon erwähnten, parallelen Symbolkomplexen sei aber zentral, dass es auch im Christentum ein Fest gibt, an dem der Hohepriester (Jesus) im Allerheiligsten (den eucharistischen Gaben) zu einem bestimmten Zeitpunkt ein Ritual mit dem Blut des Bundes zur Vergebung der Sünden vollziehe.

Dieses Fest entspricht Jom-Kippur, dem wichtigsten jährlichen Festtag im Judentum. Er war gekennzeichnet durch Tempelopfer und Arbeitsverbot. Früher war Jom-Kippur der einzige Tag, an dem der Hohepriester – allein und streng abgeschirmt – das Allerheiligste im Tempel betreten durfte, um stellvertretend für das Volk die Vergebung der Sünden zu empfangen. Dort besprengte er die Bundeslade mit dem Blut von zwei Opfertieren und sprach dreimal den Namen Gottes aus, dessen Aussprache sonst allgemein verboten war. Ebenso wurde über zwei Böcken das Los geworfen. Der eine wurde geopfert, der andere als Sündenbock in



die Wüste gejagt, nachdem ihm der Hohepriester die Sünden des Volkes auferlegt hatte. Viele Juden pflegen sich an diesem Tag weiß zu kleiden, als Symbol der Reinheit von Sünden.

Aufgrund der erwähnten Parallelen in den Elementen von Jom-Kippur und der Eucharistie kommt Schmitz darum zu dem Schluss:

»Judentum und Christentum gehen je ihren eigenen Weg. Aber sie haben jeweils auch ein ganz bestimmtes Ritual zur Verfügung, das in höchster Form den Themenkomplex Schuld und Vergebung, Sünde und Entsühnung, menschliche Gottesferne und göttliche Menschennähe gestaltet. [...] Es ist nach wie vor dasselbe Symbolinventar des Tempelsymbolkomplexes, insbesondere in der Person des Hohepriesters, im Akt des Opfers und in der Intention der Wiederherstellung des idealen Gottesverhältnisses, das das jüdische Jom-Kippur-Verständnis über die israelitische Tempelfeier hinweg mit der christlichen Eucharistie verbindet.« (S. 299)

Was für die Juden also der Tempel war, wurde für die Christen Jesus; was für die Juden Jom-Kippur war, wurde für die Christen das Abendmahl. Tempel und Eucharistie, schreibt Schmitz, stehen in genetischer Relation. Deshalb scheint es Jom-Kippur im Christentum nicht zu geben: das gesamte Christentum mit seinem Christusereignis und der rituellen eucharistischen Umsetzung stelle nichts anderes dar als die ihm eigene Transformation des Jom-Kippur Ereignisses.

»Das christliche Zentralritual, die eucharistische Feier, aber stellt nun – nach dem Selbstverständnis der christlichen Religion und ihrer Konfessionen – die rituelle Umsetzung dieses Versöhnungsereignisses zwischen Gott und der Menschheit bzw. die Partizipation an Gott und seiner Anwesenheit oder auch seiner Gnade dar.« (S. 366)

Die Arbeit liest sich angenehm, die Sprache ist klar, der Aufbau sinnvoll, die Grundthese neu im Diskurs, die Methoden werden reflektiert. Es ist mutig, heutzutage in der Religionswissenschaft mit phänomenologischen Methoden zu arbeiten, gelten diese den meisten doch als überholt; sie arbeiten ahistorisch und auf eine mehr oder weniger unzulässige Weise komparatistisch, da sie religiöse Gegenstände (im weitesten Sinne) aus ihrem jeweiligen kulturellen Kontext herauslösen, um sie vergleichen zu können. Schmitz jedenfalls ist sich der Ungewöhnlichkeit seiner Vorgehensweise bewusst und widmet, wie gesagt, sympathischerweise ein Unterkapitel der Erläuterung dieser Methode, ihrer Problematik und der von ihm gewählten Bezugsgegenstände.



Allerdings behauptet Schmitz, dass es sich in seiner Arbeit um eine »Gegenprobe im jüdischen bzw. christlichen Rahmen handelt und nicht um den Versuch, historische Abhängigkeiten aufzuzeigen« (S. 292), was m. A. n. fehlschlägt. Denn die Bedeutung der von ihm gewählten Elemente kann er nur zu rekonstruieren versuchen – etwa je zur Hälfte aus entsprechenden theologischen und religionsgeschichtlichen Quellen, was aber trotzdem einen provisorischen Charakter haben muss. Inwieweit seine Methode in diesem Sinn »phänomenologisch« und nicht »historisch« ist, ist zweifelhaft, denn gerade das Faktum, dass er die Eucharistie als *genetisch* von Jom-Kippur abgeleitet sieht, zeugt von einem historischen Verständnis. Schließlich ist diese Vorgehensweise m. A. n. auch die Rechtfertigung für seine Methode; seine »Phänomenologie« vergleicht schließlich nicht Elemente zweier zeitlich und regional weit entfernter religiöser Strömungen, sondern zweier eben auseinander abgeleiteter Religionsformen im selben Raum in einem engen zeitlichen Rahmen.

Auch der Fakt, dass gerade im ersten Teil seiner Arbeit einschlägig theologische Literatur zitiert wird, die nicht immer religionswissenschaftlich anmutet, gibt zu denken. Zwar bezieht Schmitz im Vorwort Stellung: »Diese Untersuchung hat keinerlei theologischen Anspruch, weder innerhalb der zugrunde gelegten Religionen noch ihrer Konfessionen.« Doch wenn solche Referenzliteratur beispielsweise unbesorgt zwischen »Christen« und »Heiden« unterscheidet, sollte man von einem Religionswissenschaftler, der dies dann als Zitat nutzt, zumindest eine eigene Abgrenzung erwarten dürfen.

Ob seine Arbeit daher, wie Peter Antes im Geleitwort euphorisch schreibt, wirklich den Siegeszug für den religionsphänomenologischen Vergleich als wissenschaftliche Methode darstellt und dessen jahrzehntelanger Ablehnung ein Ende gesetzt hat, bleibt m. A. n. offen.

*Rezensiert von Sylvie Eigenmann, Universität Bern*

*Kontakt: sylvie\_eigenmann@students.unibe.ch*